

Ulf Weber, **Versatzmarken im antiken griechischen Bauwesen**. Philippika. Marburger altertumskundliche Abhandlungen, Band 58. Verlag Harrassowitz, Wiesbaden 2013. XII und 483 Seiten mit 235 Abbildungen sowie 1 Tabelle.

Baumarken, also Markierungen auf Baugliedern, sind in der griechischen Architektur in bemerkenswerter Vielfalt beobachtet worden; sie sind geradezu konstituierender Bestandteil eines Vorgangs, bei dem die einzelnen Werkstücke im Steinbruch gewonnen, in Rohform zum Bauplatz transportiert, zugerichtet und schließlich am Bauwerk in Position gebracht wurden. Der Gedanke, dass dieses charakteristische Phänomen einer Werksteinarchitektur systematisch untersucht werden sollte, ist naheliegend, und es verdient Anerkennung, dass sich Ulf Weber dieser Aufgabe unterzogen hat. Weber wurde während seiner Tätigkeit in Didyma auf solche Markierungen aufmerksam und hat sich in der Folge intensiver mit ihnen auseinandergesetzt. Er hat seine Magisterarbeit darüber geschrieben, wurde mit diesem Thema an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena promoviert und hat nun seine überarbeitete Dissertation in einem stattlichen Band vorgelegt.

In der Einführung wird die Begriffsbestimmung geklärt, ebenso werden zeitlicher Rahmen und Anwendungsbereich festgelegt. Weber beschränkt seine Untersuchung mit wenigen Ausnahmen auf das griechische Festland, die ägäischen Inseln sowie die türkische Westküste und behandelt den Zeitraum vom sechsten vorchristlichen bis ins ausgehende dritte nachchristliche Jahrhundert – also vom Beginn der Steinarchitektur bis weit in die römische Kaiserzeit. Kurz wird auch erläutert, dass die Markierungen in der ägyptischen Architektur ihren Ursprung haben und selbstverständlich in der mittelalterlichen Baukunst fortlebten. Der Autor unterscheidet vier Typen – Zahlwörter, Strichmarkierungen, Nummernbuchstaben, alphabetische Zahlen und ebenso vier Anwendungsbereiche – Planung, Transport, Versatz und Abrechnung.

In seiner Abhandlung konzentriert sich Weber auf die Versatzmarken, also auf jene Markierungen, die mit dem eigentlichen Bauvorgang zu tun haben. Versatzmarken wurden angebracht, wenn es galt, ein architektonisches Gefüge am Bauplatz vorzubereiten oder ein stehendes Monument abzutragen und an anderer Stelle wieder aufzubauen. Die Markierungen wurden in das Werkstück eingemeißelt – selten auch in Farbe aufgemalt –, um eine plangerechte Errichtung oder einen zuverlässigen Wiederaufbau gewährleisten zu können. In manchen Fällen ist die Deutung der Markierungen offenkundig, in manchen ist die Entscheidung, ob sie einen Erst- oder Wiederaufbau belegen, kaum zu treffen.

Der Hauptteil des Buches ist Einzeluntersuchungen gewidmet. Insgesamt werden einhundertvierundfünfzig »Gebäude und Bauteilgruppen mit Versatzmarken« in alphabetischer Reihenfolge präsentiert, davon etwas mehr als die Hälfte ausführlich, »weil für die Deutung

viele verschiedene Merkmale zu kombinieren waren«; die »leichter zu interpretierenden« werden dagegen in kürzerer Form abgehandelt. Nach einer Tabelle folgen ein Verzeichnis von fünfundfünfzig nicht bearbeiteten Bauten sowie ein Katalog von fünfzehn Bauten mit »Unternehmermarken«. Das Ergebnis der Untersuchung ist eher ambivalent. Die konzentrierte Beschäftigung mit Versatzmarken macht es dem Autor zwar möglich, für manch ungeklärten Fall eine überzeugende Antwort zu finden, sie verführt aber auch zu einseitigen Beurteilungen und zur Überbewertung der von ihm konstatierten Markierungssysteme. Weber schließt fast jede Einzeluntersuchung mit einer klaren Feststellung, die als sicheres Ergebnis seiner Auswertung dargeboten wird, oft aber nur seine Meinung wiedergibt. Die Lektüre seiner Studie erfordert nicht nur einen kritischen Geist, sondern auch große Sachkenntnis.

Da nicht alle angeführten Beispiele kommentiert werden können und auch nicht alle einer Auseinandersetzung bedürfen, sollen hier drei charakteristische Beispiele herausgegriffen werden: Bei der Untersuchung der Eumenesstoa in Athen hat Manolis Korres erkannt, dass deren Werkstücke aus den Steinbrüchen der Prokonnesos stammen und in Pergamon vorgefertigt und markiert worden sind. An der Baustelle war seiner Meinung nach nur ein Kantenschutz abzuarbeiten. Korres kommt zu diesem Ergebnis, weil vor Ort kein Splitt von der Beseitigung des Werkzolls zu beobachten war. Weber akzeptiert, dass Marmor wie auch Steinmetze aus Pergamon kamen, meint aber aufgrund der Markierungen zeigen zu können, dass die Bauglieder in Werkbasse angeliefert und erst vor Ort mit ihren Markierungen versehen worden sind. Beide Lösungen sind denkbar, erstaunlich ist aber, mit welchem Scharfsinn hier ein bemerkenswerter Sonderfall der antiken Baugeschichte auf ein unwesentliches Detail reduziert wird. Die entscheidende Erkenntnis ist doch, dass das gesamte Material für ein Gebäude von beachtlichen Ausmaßen von weit her angeliefert wurde, um heimische Handwerker zu beschäftigen – und weniger die Frage, ob die Markierungen noch in Pergamon angebracht wurden oder erst vor Ort in Athen, eine Frage übrigens, die sich mit letzter Sicherheit nicht beantworten lässt.

Beim Rundmonument in Milet, das ebenfalls mit Eumenes II. in Verbindung steht, kommt der Verfasser im Gegensatz zum Bearbeiter Volker Kästner zu dem Ergebnis, dass die Versatzmarken nicht von einem Neubau herrühren, sondern von einer zweiten Verwendung stammen. Weber führt drei Gründe an: Erstens »bediente« man sich einer »Fugenmarkierung selten beim Neubau« (S. 185), zweitens werde im oberen Teil des Monuments von oben nach unten gezählt, und drittens seien die Markierungen so auf der Oberseite der Blöcke angebracht, dass sie bei den Stufenblöcken auch nach der Fertigstellung des Monuments sichtbar waren. Das alles ist richtig beobachtet. Der Autor äußert sich aber weder zu den Klammern und Dübeln, die keine zweifache Versetzung der Blöcke er-

kennen lassen, noch fragt er, ob die Inschrift mit einer Zweitaufstellung vereinbar ist. Offensichtlich übersieht er, dass Markierungen auch dazu dienten, eine Struktur, die am Boden passgenau zugerichtet wurde, so zu kennzeichnen, dass beim Versetzen kein Fehler unterlaufen konnte. Die Markierungen am Rundmonument zeugen meines Erachtens genau von solch einem Vorgang und nicht von einer Zweitverwendung.

Zu welchen Schlüssen die strikte Anwendung der von ihm gefundenen Regeln führen kann, zeigt das Beispiel der Ciceronenexedra von Samos: Gottfried Gruben nahm bei seiner Rekonstruktion an, dass die Markierung der Deckplatten mit einem Alpha an der Außenkante begonnen habe und an der ersten Fuge somit ein Beta folgte – eine völlig logische Lösung, die von Weber jedoch abgelehnt wird, weil bei einer Fugen-zählung zu fordern sei, dass die Buchstaben an beiden Seiten der Fuge eingemeißelt sind. Folglich waren seiner Meinung nach an den Stirnen je zwei kleine Blöcke angeordnet. Das aber wäre formal unbefriedigend und tektonisch sogar falsch. Das Beispiel führt vor Augen, wie sehr der Verfasser seinen eigenen Thesen erlegen ist. Und weil das fragliche Monument nur kursorisch und ohne Diskussion behandelt wird, liest sich seine Auswertung wie eine erwiesene Gegebenheit. Statt die Anwendungsmöglichkeiten einer Fugen-zählung zu überdenken, wird einerseits eine Rekonstruktion postuliert, die bautechnisch kaum haltbar ist, und andererseits Gruben unterstellt, er habe die Wiederverwendung nicht erkannt.

Als Resultat bleibt, dass Versatzmarken nicht nach einem einheitlichen Schema beurteilt werden können. Ihre Anwendung ist vielmehr von den Gepflogenheiten der beschäftigten Steinmetze abhängig und streng mit dem zu errichtenden Bau verknüpft. Eine pauschale Lösung kann es demzufolge nicht geben, und allein das Sammeln und Auswerten von Versatzmarken kann keine verlässliche Handhabe bieten, um rätselhafte Einzelfälle zu deuten. Selbst Weber muss das eingestehen, wenn er folgert: Dass man sich »nur zweitklassige Steinmetze leisten« konnte (Agora der Italiker, S. 62), dass »das Peristyl von mehreren Steinmetzen mit unterschiedlichen Gewohnheiten errichtet wurde« (Haus der Poseidoniasten, S. 66), dass die Steinmetze »mit dem Gebrauch von Versatzmarken noch nicht allzu sehr vertraut waren« und »verschiedene Möglichkeiten ausprobierten« (Schatzhaus der Athener, S. 87), dass Steinmetze nicht »schreiben oder lesen« konnten und deshalb die Blöcke falsch verlegt haben (S. 328) oder dass schlicht darauf verzichtet wurde, die Werkstücke in der richtigen Reihenfolge zu versetzen (S. 329). Alle diese Erklärungsversuche klingen nicht gerade überzeugend, sie lassen aber erahnen, wie verwirrend ein Befund sein kann – auch für jemanden, der vorgibt, dass bei gründlicher und kompetenter Analyse eine zuverlässige Interpretation zu erreichen sei.

Der Autor hat viel gelesen. Er hat nicht nur kompiliert, sondern mit immensem Fleiß versucht, einschlägige Monumente zusammenzutragen, die jeweili-

gen Markierungen zu deuten und damit neue Erkenntnisse zur Rekonstruktion oder Entstehungsgeschichte des betreffenden Bauwerks zu gewinnen. Er hat fast alle behandelten Denkmäler in Augenschein genommen, um das Publierte zu prüfen. Dabei sind ihm wichtige Beobachtungen gelungen, die den Erstbearbeitern entgangen waren, weil sie der Auswertung der Markierungen zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet oder Einzelheiten übersehen haben.

Entstanden ist eine äußerst umfangreiche, angemessen illustrierte Studie. Der keineswegs einfache Text ist gut lesbar, einige wenige holprige Stellen hätte eine sorgfältige Redaktion leicht ausmerzen können. Die Gliederung in ausführlich, kursorisch oder nur tabellarisch behandelte Monumente kann dagegen nicht überzeugen. Sie verrät, dass der Autor bemüht war, keines der ihm bekannt gewordenen Monumente auszulassen, sich andererseits aber nicht entschließen konnte, wie er sie ordnen solle. Letztlich muss auch er einräumen, dass es »noch weitaus mehr Exemplare« (S. 3) gebe. Jeder, der sich mit antiker Architektur beschäftigt, wird dem beipflichten und sowohl publizierte als auch unveröffentlichte Monumente hinzufügen können.

Weber hat zweifelsohne ein interessantes Thema aufgegriffen. Zu fragen ist jedoch, für wen das Buch geschrieben ist und wer es benutzen soll – eine Frage, die vor allem an seine akademischen Betreuer zu richten ist. Die Studie führt eindrucksvoll vor Augen, wie vielfältig die hier angeschnittenen Probleme sein können, sie zeigt aber auch, dass es kaum einen Leitfaden geben wird, der im Zweifelsfall zu Rate gezogen werden könnte. So wird die Lektüre des Buches zwar die Sinne schärfen für die Entschlüsselung eines ungeklärten Befunds, ein Nachschlagewerk ist es gleichwohl nicht. Man müsste das ganze Buch lesen – und hätte doch keine Gewähr, für ein konkretes Problem eine Lösung zu finden. Wahrscheinlich wäre es richtiger gewesen, anhand von wenigen charakteristischen Beispielen die Möglichkeiten zu erörtern, sie ausführlich – auch kontrovers – zu diskutieren und darauf hinzuweisen, dass Klarheit nicht immer zu erreichen ist.

München

Hermann J. Kienast